

Wer hat Angst vorm bösen Gender?

von Gerhard Schreiber, Dorothea Zwölfer und Claudia Haupt*

*Angesichts vielfältigen Widerspruchs haben die drei Autor*innen ein Plädoyer für die Unverzichtbarkeit der Gender-Perspektive in Theologie und Kirche geschrieben. Sie sind Mitglieder der von der Kirchenleitung der EKHN eingesetzten Fachgruppe Gendergerechtigkeit, welche auch die Broschüre „Zum Bilde Gottes geschaffen – Transsexualität in der Kirche“ entwickelt hat: Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (Hg.), Zum Bilde Gottes geschaffen. Transsexualität in der Kirche, 3. Auflage. Darmstadt, 2019. Online unter <https://unsere.ekhn.de/themen/umgang-mit-transsexualitaet.html>.*

Streitthema Gender

Gender gehört zu den gegenwärtig am leidenschaftlichsten diskutierten gesellschaftlichen Themen, die in den letzten Jahren auch in Kirche und Theologie auf unterschiedliche Resonanz gestoßen sind. Aus theologischer Sicht überrascht diese oft weniger durch Fakten und Argumente als durch Meinungen und Pa-rolen geprägte Debatte: Das Geschlecht eines

Menschen ist theologisch nicht heilsrelevant. Die biblische Rede von der Gottebenbildlichkeit des Menschen (Gen 1,27a,b) zielt auf Menschsein als solches, „jenseits aller Unterschiede zwischen den Menschen“¹. Gottebenbildlichkeit gilt für *alle* Menschen, ungeachtet jeweiliger Bedingt- und Gegebenheiten. Die geschlechtliche Ausdifferenzierung des Menschen (Gen 1,27c) ist schöpfungstheologisch nachrangig. Als Aspekt unseres körperlichen und leiblichen Daseins bzw. Soseins „jenseits von Eden“ (Gen 4,16) ist die individuelle Geschlechtlichkeit zwar alltäglich erlebbar, angesichts des im Glauben gegebenen Erwartungshorizonts aber auf ihre Aufhebung im In-Christus-Sein hin angelegt (Gal 3,28).

Dieser Vorbehalt, dass das individuelle Geschlecht eines Menschen schöpfungstheologisch, christologisch und eschatologisch nachrangig ist, alle Menschen vielmehr „von Gottes Geschlecht“ (vgl. Apg 17,28c) sind, entledigt

¹ Claus Westermann: *Genesis. 1. Teilband: Genesis 1-11*. Neukirchen-Vluyn, 1974 (BKAT 1/1), S. 218.

nicht vom theologischen Nachdenken über die Geschlechtlichkeit des Menschen im Horizont des Hier und Jetzt. Die Notwendigkeit einer gender- und geschlechtssensiblen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Veränderungsprozessen für Theologie und Kirche zeigt sich nicht nur angesichts der unhintergehbaren Komplexität von Geschlecht als Dialektik von Einheit und Vielfalt. Geschlecht ist „kein eindimensionales Merkmal“, sondern „eine komplexe Kennzeichnung, die sich aus der Kombination mehrerer, ganz unterschiedlicher Eigenschaften“² auf individueller – sei es biologischer, sei es psychischer – und sozialer sowie medizinisch-phänomenologischer Ebene ergibt.

Gender bezeichnet Geschlecht in seiner *sozialen* Dimension, ohne die das mit ‚Geschlecht‘ Gemeinte unterbestimmt bliebe. Als *Analysekategorie* verstanden ist *Gender* überdies von unaufgebbarer Bedeutung für jede Beschäftigung mit gesellschaftlichen Fragestellungen, hat doch kein anderes empirisches Merkmal „so grundsätzliche Auswirkungen auf Erleben und Verhalten, auf gesellschaftliche Chancen und soziale Erwartungen“³ wie die Geschlechtszugehörigkeit eines Menschen. Geschlecht ist daher immer auch unter Berücksichtigung der *Gender*-Dimension zu thematisieren, um den „Zusammenhang zwischen der Verfasstheit der modernen Gesellschaft und der Organisation des Geschlechterverhältnisses“⁴ angemessen verstehen⁵ und somit gesellschaftliche Prozesse zu ermöglichen, in denen geschlechtsbezogene Benachteiligungen,

Ausgrenzungen und Diskriminierungen sichtbar gemacht und überwunden werden können.⁶

Mehr oder weniger statt männlich oder weiblich

Eine der folgenreichsten biographischen Festlegungen eines Menschenlebens geschieht just in den Momenten, in denen überschwängliche Glücksgefühle und Dankbarkeit das klare Bewusstsein seiner engsten Vertrauenspersonen zu vernebeln drohen. Aufgrund bestimmter, genitalkörperlicher Geschlechtsmerkmale entscheiden Dritte über das Geschlecht eines Kindes. Schon in den ersten Minuten seines Lebens wird „Klarheit“ hergestellt: Jeder Mensch ist entweder männlichen oder weiblichen Geschlechts – das gilt im Alltagsbewusstsein bis heute. Als Garant für diese Festschreibung des Geschlechts ‚unter beiderlei Gestalt‘ galt bislang die biologische Wissenschaft. Doch gerade die Biologie, belehrt uns eines Besseren. Sie zeigt nämlich auf beeindruckende Weise, wie atemberaubend vielfältig die geschlechtlichen Erscheinungsformen „weiblicher“ und „männlicher“ Individuen und wie fließend die Übergänge zwischen beiden sein können und sind.⁷

Das von der Biologie entworfene Bild von Geschlecht ist differenzierter und subtiler, als es das Alltagsbewusstsein nahelegt. In der Biologie des 20. Jahrhunderts wurden traditionell vier Kategorien zur Bestimmung der Geschlechterdifferenzierung⁸ verwendet, die das „biologische Geschlecht“ als Sammelbegriff für verschiedene Aspekte körperlicher Geschlechtlichkeit subsumieren: (1) genetisches/chromosomales Geschlecht gemäß

2 Deutscher Ethikrat: *Intersexualität. Stellungnahme*. Berlin, 2012, S. 27.

3 Klaus-Jürgen Tillmann: *Sozialisierungstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung*. Reinbek bei Hamburg, 2007, S. 241.

4 Brigitte Aulenbacher: „Geschlecht als Strukturkategorie: Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis“, in: *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen*, hg. von Sylvia M. Wilz. Wiesbaden, 2008, S. 139-166, hier S. 139.

5 Die Angst vor einer „Ideologie des Gender-Mainstreaming“, wie man sie vor allem bei rechtspopulistisch argumentierenden Gruppen findet (vgl. den Aussteiger aus der Neonaziszene Christian E. Weißgerber in seinem Buch *Mein Vaterland! Warum ich ein Neonazi war*, Zürich, 2019, S. 136), ist aus theologischer Sichtweise zu überwinden. „Furcht ist nicht in der Liebe“, sagte schon der oder die Verfasser*in von 1. Joh 4,18 bzw. sinngemäß Paulus in Röm 8,15.

6 Deshalb ist das gegenwärtige Bemühen der Bundesregierung, via Gender-Mainstreaming rechtliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu hinterfragen und aufzuheben, zu begrüßen. Dazu wäre aber auch eine bewusste Ausweitung des Gender-Mainstreaming-Konzepts auf Menschen mit Varianten der Geschlechterentwicklung notwendig (vor allem transsexuelle Menschen haben im Blick auf rechtliche wie medizinische Teilhabe, aber auch im Blick auf ihre Stellung in den verschiedenen Landeskirchen der EKD nach wie vor erhebliche Schwellen zu überwinden).

7 Vgl. Joan Roughgarden: *Evolution's Rainbow. Diversity, Gender, and Sexuality in Nature and People*, Berkeley/Los Angeles, 2004. Vgl. auch Joan Roughgarden, „Die Binarität der Geschlechter in der Natur, in menschlichen Kulturen und in der Bibel“, in: *Das Geschlecht in mir. Neurowissenschaftliche, alltagsweltliche und theologische Beiträge zu Transsexualität*, hg. von Gerhard Schreiber. Berlin und Boston, 2019, S. 199-228.

8 Vgl. hierzu Kerrin Christiansen: „Biologische Grundlagen der Geschlechterdifferenz“, in: *Konstruktion von Geschlecht*, hg. von Ursula Pasero und Friederike Braun. Pfaffenweiler, 1995, S. 13-28.

der Anzahl und Konstellation der gonosomalen Chromosomen X und Y; (2) Keimdrüsen-geschlecht, für das Hoden und Eierstöcke ausschlaggebend sind; (3) Hormongeschlecht gemäß der Konzentration von Geschlechts-hormonen; (4) morphologisches Geschlecht, das dem Erscheinungsbild der Genitalien und sekundären Geschlechtsmerkmale folgt. Jeder dieser Geschlechtsaspekte weist nicht nur an sich eine erhebliche Variationsbreite auf. Sie können sich auch untereinander durchkreuzen. Eine trennscharfe Einteilung der Menschen in genau zwei in ihrer Polarität einander ausschließende und zugleich komplementär aufeinander verweisende Geschlechter ist nicht nur hinsichtlich der empirischen Diversität menschlicher Körper als auch aus Sicht der Biologie mit ihrer exakten, naturwissenschaftlichen Methodik nicht haltbar: „Es gibt keine zufriedenstellende humanbiologische Definition der Geschlechtszugehörigkeit, die die Postulate der Alltagstheorien einlösen würde.“⁹

Wir lernen also von der Biologischen Fakultät, dass „die Natur“ weniger nach einem *Entweder-oder-Schema* als vielmehr nach einem *Mehr-oder-weniger-Prinzip* arbeitet: „Man kann die Welt nicht in Böcke und Schafe einteilen. Nicht alle Dinge sind entweder schwarz oder weiß. (...) Nur der menschliche Geist erfindet Kategorien und versucht, Tatsachen in getrennte Schubladen zu stecken. Die lebendige Welt ist in jedem ihrer Aspekte ein Kontinuum.“¹⁰ Der US-amerikanischen Biologin Joan E. Roughgarden zufolge findet sich bei der biologischen Definition von „männlich“ und „weiblich“ überhaupt nur ein einziges allgemeingültiges Binärmerkmal: In nahezu sämtlichen sich sexuell reproduzierenden Arten produzieren die Individuen insgesamt genau zwei Größen von Geschlechtszellen: Mikro- und Makrogameten. Alle anderen Geschlechtsmerkmale weisen bei den Individuen nicht nur zwischen den Arten, sondern auch innerhalb einer Art zu viele Varianten auf, als dass sie zu einer trennscharfen definitorischen Differenzierung dienen könnten: „Praktisch

gesehen ist also *die einzige allgemeingültige Geschlechterbinarität in der Biologie die Dichotomie zwischen Ei und Spermium.*“¹¹

Das Gehirn kennt viele Geschlechter

Ergänzend zu den vier genannten Geschlechtsaspekten wurde seitens der neurobiologischen Grundlagenforschung seit 1995 zunehmend der Aspekt neuronal verankerter Geschlechtsattribute fokussiert und genauer erforscht („Das wichtigste Geschlechtsorgan befindet sich [...] zwischen den Ohren“¹²), wobei das ursprüngliche Konzept des „Hirngeschlechts“ (*brain sex*¹³) in den letzten Jahren durch den Rekurs auf Geschlechtsleibkonzepte¹⁴ und eine genauere Erforschung genetischer, epigenetischer und physiologischer Aspekte eine immer größere Differenzierung erfahren hat. Das geschlechtsleibliche Erleben zeichnet sich durch individuelle Fülle und Vielfalt aus. Die Forschung intendiert eine „fluide“ Sicht leiblichen Erlebens. Seitens der Neurophänomenologie¹⁵ wird konstatiert: Dem realen Leib, auch dem Geschlechtsleib, fehlen klare Grenzen, er wird als ein Gewoge verschwommener Leibinseln¹⁶ erlebt. Leibliches Erleben ist durch die Dynamik des unscharf begrenzten, verschwimmenden, in Sekunden

9 Carol Hagemann-White: „Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren...“, in: *FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion*, hg. von Carol Hagemann-White und Maria S. Rerrich. Bielefeld, 1988, S. 224-235, hier S. 228.

10 Alfred C. Kinsey, Wardell B. Pomeroy und Clyde E. Martin: *Sexual Behavior in the Human Male*. Philadelphia, 1948, S. 639 (unsere Übers.) (hier im Blick auf die sexuelle Orientierung).

11 Joan Roughgarden, „Die Binarität der Geschlechter in der Natur, in menschlichen Kulturen und in der Bibel“, in: *Das Geschlecht in mir. Neurowissenschaftliche, alltagsweltliche und theologische Beiträge zu Transsexualität*, hg. von Gerhard Schreiber, Berlin und Boston: De Gruyter 2019, S. 199-228, hier S. 201f.

12 Milton Diamond, „Biased-Interaction Theory of Psychosexual Development: ‚How Does One Know if One is Male or Female?‘“, *Sex Roles*, Bd. 55, 2006, 589-600, 596 (unsere Übers.). Vgl. hierzu Milton Diamond, „Transsexualism as an Intersex Condition“, in: *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, hg. von Gerhard Schreiber. Berlin und Boston, 2016, S. 43-54.

13 Vilayanur S. Ramachandran und Paul D. McGeoch, „Phantom penises in transsexuals“, in: *Journal of Consciousness Studies*, Bd. 15, 2008, S. 5-16.

14 Vgl. Claudia C. Haupt, „Neuronale Varianten geschlechtlicher Entwicklung (NVSD). Zur Neurophänomenologie geschlechtlicher Leibkörperdiskrepanzen und der Kongruenzdynamik leibkörperlichen Erlebens“, in: *Das Geschlecht in mir. Neurowissenschaftliche, alltagsweltliche und theologische Beiträge zu Transsexualität*, hg. von Gerhard Schreiber. Berlin und Boston, 2019, S. 83-104.

15 Milan Scheidegger, „Neurophänomenologie. Vom Versuch unser Erleben greifbarer zu machen“ (Oktober 2012), [1]-[12], in [http://www.milans.name/resources/Neurophenomenology_web.pdf] (Zugriff: 13.10.2019).

16 Zum Begriff der Leibinsel vgl. Hermann Schmitz, *System der Philosophie*, Bd. 2, 1. Teil, *Der Leib*. Bonn, 1965, S. 27f. Geschlechtliche Leibinseln sind z.B. Unterleib, Busen, Antlitz – zum Begriff des Antlitzes vgl. dabei Emmanuel Lévinas, *Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht*, übers. von Thomas Wiemer. Freiburg, 1998.

sich verändernden „Gewoges“ geprägt. Auch das geschlechtsleibliche Erleben ist daher individuell einzigartig – *den* weiblichen oder *den* männlichen Leib gibt es nicht. Die dynamische Sicht von geschlechtlichen Hirnfunktionen und -strukturen legen auch Ergebnisse der objektivierenden Hirnforschung nahe. Das Gehirn/Nervensystem stellt eine Ansammlung von neuronalen Netzwerken dar, die geschlechtlich höchst unterschiedlich konstituiert sein können. Das Konzept eines uniformen „Hirngeschlechts“ erweist sich bei näherem Besehen also als vereinfachende und komplexitätsentlastende Repräsentation.¹⁷

Frauen sind gar nicht so anders – Männer auch nicht

Neben der biologischen und der körperlich-leiblichen hat Geschlecht auch eine *soziale* Dimension und wirkt sich in eminentem Maße in den Bereichen personaler Selbstbestimmung, gesellschaftlicher Sichtbarkeit und sozialer Definitionsheheit aus. Die juristische Zuordnung zu einem – oder auch: keinem – bestimmten Geschlecht durch gesellschaftliche Institutionen und Instanzen ist für das Selbstverständnis eines Menschen, sein geschlechtsleibliches Erleben ebenso wie für die Wahrnehmung durch Andere von existenzieller Bedeutung. Bestimmte Eigenschaften und Eigenarten gelten als typisch weiblich oder als typisch männlich – eine ebenso folgenreiche wie z.B. aus wirtschaftlicher Sicht (Stichwort: Gender-Marketing) erfolgreiche Unterscheidung, obgleich es keine objektiv und kategorial zu beweisenden Wesensunterschiede zwischen Frauen und Männern zu geben scheint, die nicht auch dem jeweils anderen Geschlecht zugeschrieben werden können. Kurzum: „Mann und Frau sind nicht zwei kategorisch verschiedene Wesen.“¹⁸

17 Beispielsweise belegen neurowissenschaftliche Studien bei Proband*innen mit Transsexualität eine spezielle, solitäre geschlechtliche Ausrichtung einzelner neuronaler Netzwerke, die die (geschlechtliche) Körperwahrnehmung betreffen. Diese neuronale „Gegebenheit“ ist Grundlage von Erlebnissen des diskrepanten Geschlechtsleibs. Auch die genetische Forschung nähert sich der Sicht einer geschlechtlich höchst individuellen Konstitution. Neue Techniken der DNA-Sequenzierung und Zellbiologie zeigen, dass jedes Individuum jeweils ein einzigartiges geschlechtliches Patchwork ausweist, vgl. Claire Ainsworth, „Sex redefined“, in: *Nature News*, Bd. 518, 2015, S. 288-291.

18 So bereits Anfang der 1980er Jahre die Gesellschaft zur Förderung Sozialwissenschaftlicher Sexualforschung (GFSS), zit. bei: Hans Georg Wiedemann, *Homosexuelle Liebe. Für eine Neuorientierung in der christlichen Ethik*, Stuttgart: Kreuz-Verlag 1982, S. 98.

So lässt sich als Fazit des Geschlechterdiskurses bis dato festhalten: (1.) Manches von dem, was sich heute noch in der bestehenden Gesellschafts- und Rechtsordnung als dominantes Menschenbild auf der Basis eines binären Geschlechterschemas darstellt, kann als ein sozial geprägtes, historisch und kulturell kontingentes Konstrukt betrachtet werden. (2.) Das binäre Geschlechtermodell als institutionell und kulturell dominierendes Ordnungsprinzip kann als wirksamer mentalitätsprägender Faktor individual- und sozialgeschichtlich in Betracht gezogen werden, doch ist bei aller berechtigten Kritik darauf zu achten, dass auch in der alltäglichen Lebenswelt vorkommende „weibliche“/„männliche“ Lesarten der eigenen geschlechtlichen Leiblichkeit ebenso respektiert wie wertgeschätzt werden. Die Definition geschlechtlich-anthropologischer „Konstanten“ jedweder Spielart, seien sie binär oder non-binär gefasst, hält einer empirisch-wissenschaftlichen Untersuchung nicht stand. (3.) Das binäre Geschlechtermodell kann als „Dispositiv der Macht“¹⁹ zur Herstellung und Aufrechterhaltung sozialer Hierarchien zwischen Gruppen in machtsstrukturierten Gesellschaften identifiziert werden; geschlechtsleiblich diskrepantes Erleben darf jedoch weder ignoriert noch bagatellisiert werden. (4.) Selbst wenn unsere gesellschaftlichen Bilder von Geschlecht auch durch historische und soziokulturelle Faktoren beeinflusst und geprägt sind, welche „nicht immer zu einer rigiden binären Geschlechterordnung führten“²⁰, kann „Zweigeschlechtlichkeit“ als Muster geschlechtsleiblicher Erfahrungen Sinnstiftung im Alltags(er)leben befördern. Sie kann Bejahung der eigenen geschlechtsleiblichen Konstituiertheit ermöglichen und erfordert Respekt und Wertschätzung der vielfältigen leiblichen Konstituiertheit des/der Anderen. Andererseits kann „Zweigeschlechtlichkeit“ als Ordnungsprinzip auch vielfältige Benachteiligungs-, Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen für Menschen außerhalb des binären Geschlechtercodes befördern, die es sichtbar zu machen und zu überwinden gilt. „Nature loves variety. Unfortunately, society hates it“, bringt es der US-amerikanische Sexualwissenschaftler Milton Diamond in vielen seiner Vorträge auf den Punkt.

19 Vgl. Michel Foucault, *Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen*. Frankfurt, 1977, S. 91-97.

20 Deutscher Ethikrat, *Intersexualität*, S. 103.

Durch die Berücksichtigung der *Gender*-Dimension werden blinde Flecken im bisherigen Denken und Diskurs über Geschlecht ausgeleuchtet. Erklärungskraft und bleibender Mehrwert der *Gender*-Kategorie zeigen sich gleichermaßen bei der Analyse der Strukturierung der sozialen Welt entlang des in verschiedenen Lebens- und Politikbereichen institutionalisierten Geschlechterverhältnisses. Soweit aber der *Gender*-Diskurs *coram publico* in der Presse, aber auch in einigen evangelischen Freikirchen sowie inner- und außerkirchlichen Gruppierungen neo- oder traditionell-konservativer Provenienz kommuniziert wird, sind nicht selten Verzerrungen und entstellende Simplifizierungen zu konstatieren: Man leugne etwa geschlechtliche Unterschiede; man wolle die „an sich bewährte Schöpfungsordnung“²¹ Gottes zerstören; „die Politik“ verrenne sich in Zugeständnisse an eine Minderheit, die die Mehrheitsgesellschaft verfehle; *Gender* sei Teil eines ideologischen „Weltkrieges“²² gegen die Ehe; und überhaupt: „es war schon immer so, also was soll dieser neumodische Quatsch“; der N.N. „ist doch selber betroffen und votiert daher parteilich für das eigene sexuelle Milieu“ etc.

Wie der Vatikan Transsexualität theologisch beseitigt

Im knapp 30-seitigen Dokument der vatikanischen Bildungskongregation mit dem Titel „*Maschio e femmina li creò*“. *Per una via di dialogo sulla questione del gender nell'educazione* [Als Mann und Frau schuf er sie. Für einen Weg des Dialogs zur Genderfrage in der Bildung] vom 2. Februar 2019²³ wurde einer produktiven Rezeption des Genderaspekts in der römisch-katholischen Reflexion und kirchlichen Praxis ein Riegel vorgeschoben. Der Gendertheorie wird dabei eine dualistische Anthropologie unterstellt, die Manipulationen des Körpers nach individuellem Gutdünken begründe.²⁴ Diese als gradueller Denaturalisierungsprozess verstandene Verknüpfung von Physikalismus und

Voluntarismus münde in einen Relativismus, der alles Existierende als gleichwertig und zugleich undifferenziert betrachte, ohne wirkliche Ordnung und Zweck. Die Gendertheorie wolle individuelle Gefühlsentscheidungen zum maßgeblichen Kriterium für die geschlechtliche Identität eines Menschen machen; ihren unterschiedlichen Ausprägungen sei die Überzeugung gemein, „that one's gender ends up being viewed as more important than being of male or female sex“²⁵. Durch die angestrebte Abkoppelung der persönlichen Identität und emotionalen Intimität von der biologischen Unterscheidung zwischen „männlich“ und „weiblich“ werde die menschliche Identität einer individualistischen Wahlfreiheit ausgeliefert: „human identity becomes the choice of the individual, one which can also change over time“²⁶. Die fiktive Konstruktion eines ‚neutralen‘ oder ‚dritten Geschlechts‘ stehe überdies dem Bildungsprozess zu einer reifen Persönlichkeit im Wege.²⁷

Es ist an dieser Stelle weder notwendig noch zweckmäßig, auf die Argumentation der vatikanischen Bildungskongregation en détail einzugehen. Wer allerdings die Frage der geschlechtlichen Identität zur Frage individueller Gefühlsentscheidungen und damit letztlich zu einer Erziehungsfrage macht, der muss auch annehmen, dass jemand vom bloßen Ansehen schwanger werden kann. Nicht zuletzt unter dem Einfluss neurowissenschaftlicher Arbeiten hat sich jedoch in Forschung und medizinischer Praxis seit gut zwei Jahrzehnten ein Paradigmenwechsel vollzogen, der eng mit der Entpsychiatisierung und Entpsychopathologisierung von Transsexualität verbunden ist und in das Axiom mündet: Transsexualität ist eine angeborene Variante menschlicher Geschlechtlichkeit. Diese „Neuronale Variante geschlechtlicher Entwicklung“ (NVSD) führt bei vielen transsexuellen Menschen über kurz oder lang zu einer Geschlechtskörperdiskrepanz, der nur mit Hilfe einer medizinischen Geschlechtsangleichung an das neuronal verankerte Geschlecht Abhilfe geschaffen werden kann. Eine Studie an über 1200 transsexuellen Menschen am Universitätsklinikum Leipzig zeigt, dass mit dem Beginn einer Hormontherapie die Wahrscheinlichkeit einer psychischen Begleiterkrankung bei transsexuellen Menschen so weit sinkt, dass sie nicht höher

21 Rolf Wiesenhütter, *Gender-Mainstream. Eine Betrachtung aus biblischer Verantwortung!* Norderstedt, 2018, S. 284 (hier: zu homosexuellem Verhalten).

22 So bekanntlich die Wortwahl von Papst Franziskus, vgl. Raoul Löbber, „Wider die Geschlechter-Krieger“, in: *Christ & Welt*, Nr. 42 vom 6. Oktober 2016; abrufbar unter: www.zeit.de/2016/42/papst-franziskus-ehe-geschlechter-gender (abgerufen am 30.06.2018).

23 Zitate und Verweise beziehen sich im Folgenden auf die englische Version „*Male and Female He Created Them*“. *Towards a Path of Dialogue on the Question of Gender Theory in Education*, Vatican City 2019.

24 Vgl. a.a.O., S. 11.

25 Ebd.

26 A.a.O., S. 3.

27 Vgl. a.a.O., S. 13f.

als im Bevölkerungsdurchschnitt ist.²⁸ Das bedeutet: Wer sich – wie das Dokument der vaticanischen Bildungskongregation – gegen medizinische geschlechtsangleichende Maßnahmen ausspricht und stattdessen dafür plädiert, zu lernen, den eigenen Körper zu akzeptieren,²⁹ der argumentiert auf der Ebene der Behauptung, einem durstenden Menschen sagen zu müssen, er solle lernen, seinen Durst zu akzeptieren.

Inwieweit dieses nach eigenem Bekunden einen „Dialog zur Genderfrage“ intendierende Dokument die drei von ihm zu diesem Behuf vorgeschlagenen Leitprinzipien des Zuhörens, Argumentierens und Vorschlägemachens³⁰ selbst berücksichtigt zu haben glaubt, bleibt ein Geheimnis der Bildungskongregation. Ein ernsthafter Dialog mit Forschenden und Betroffenen ist offenbar nicht gewünscht. Unabdingbare Voraussetzung für den Eintritt in einen solchen Dialog wäre nicht nur die Bereitschaft zur Selbstreflexion, sondern auch der Mut zur etwaigen Re-Evaluierung traditioneller dogmatischer ‚Richtigkeiten‘ angesichts des gegenwärtigen wissenschaftlichen *state of the art*.

Wenn Gott sich nicht an Menschenordnungen hält

Andererseits ist kritisch zu konstatieren, dass die Genderforschung bezüglich Evidenzbasierung in Teilgebieten noch erhebliche Defizite aufweist.³¹ Zur oftmals weniger an Fakten und Argumenten als an Stimmungen und Emotionen interessierten Diskussion über Gender ist deshalb zu bemerken: Geschlechtsspezifische Unterschiede in Anatomie und Physiologie sollen nicht in Abrede gestellt werden; doch sollen und dürfen biologische Geschlechtsaspekte nicht länger als Legitimation für Ungleichwertigkeiten zwischen den Geschlechtern und sich daraus ergebende Benachteiligungen und Ausgrenzungserfahrungen toleriert oder gar akzeptiert werden. Es geht bei einer gendersensiblen Auseinandersetzung mit

gesellschaftlichen Entwicklungs- und Veränderungsprozessen in Theologie und Kirche um mehr als nur um eine kritische Reflexion von Rollenklischees und Stereotypen, wie sie mit tradierten Männlichkeits- und Weiblichkeitsbildern verknüpft sind. Warum verstört es uns so sehr, wenn Gott sich, frei nach einem Diktum von Regina Ammicht Quinn, nicht an die von uns Menschen gemachten Ordnungen hält?³²

Soweit christliche Ideen und Perspektiven im Kontext gesellschaftlicher Werthaltungen und Einstellungen zur Geltung kommen sollen, spielt die Bestimmung des Menschen als des in Ebenbildlichkeit Gottes geschaffenen Wesens eine zentrale Rolle.³³ Es gilt, den Glauben als Freisetzung durch Gott ernst zu nehmen, indem „Schöpfung“ und „Geschöpfe“ unter dem Primat Gottes gesehen werden, der laut 1. Joh 4,16 als die dem Menschen innewohnende Beziehungsstärke „Liebe“ charakterisiert ist.

Weiterführende Literatur:

Gerhard Schreiber (Hg.), *Das Geschlecht in mir. Neurowissenschaftliche, lebensweltliche und theologische Beiträge zu Transsexualität*, Berlin und Boston, 2019. Vergleiche Rezension S. 181ff.

28 Vgl. Kurt Seikowski, „Die Problematik der Psychopathologisierung von Transsexualität“, in: *Das Geschlecht in mir. Neurowissenschaftliche, alltagsweltliche und theologische Beiträge zu Transsexualität*, hg. von Gerhard Schreiber. Berlin und Boston, 2019, S. 159-174.

29 Vgl. „*Male and Female He Created Them*“, S. 19.

30 Vgl. a.a.O., S. 5.

31 Vgl. Sabine Zauchner-Studnicka et al., „Wie Gender in die Diabetes-Selbstmanagement-Applikation kommt – ein vielversprechender Weg“, in: *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, Jg. 8, 2016, Heft 3, S. 130-147.

32 Vgl. Regina Ammicht Quinn, „(Un)Ordnungen und Konversionen. Trans*, Gender, Religion und Moral“, in: *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, hg. von Gerhard Schreiber, Berlin/Boston: De Gruyter 2016, S. 441-459.

33 Diese Gottesebenbildlichkeit spiegelt sich auch in den biblischen Aussagen, die man außerhalb von Gen 1 im exegetischen Befund zum Stichwort „Eunuchen“ findet. Diese sind ein Beleg dafür, dass es im Blick auf Geschlechtlichkeit schon lange vor Entstehung der christlichen Kirchen Menschen gab und bis heute gibt, die nicht in das binäre Schema von „Mann“ und „Frau“ passen. Ungeachtet der problematischen Darstellung der Eunuchen im Pentateuch zeigt sich innerhalb der Bibel eine geschichtliche Weiterentwicklung, die über Jes 56,3-5 hin zu Aussagen in Mt 19,18 und Apg 8 führt. Spätestens da wird deutlich, wie aus der Perspektive eines *sola scriptura* mit dem Thema geschlechtliche Vielfalt umzugehen ist: Nämlich in Form von Inklusion von Menschen mit Varianten der Geschlechtsentwicklung in Kirche und Gemeinde, wie es Philippus durch die Taufe des äthiopischen Eunuchen exemplarisch vor Augen führte. Wer sich diesem Inklusionsgedanken verweigert, verweigert sich letztlich dem Wirken des Geistes Gottes (vgl. Apg 8,29.39). Apg 8 ist ferner aus feministischer Perspektive zu würdigen, denn genau so, wie Frauen zu Recht eine Unsichtbarmachung von Frauen in Übersetzungen des NT beklagten, muss man diese Versuche von Unsichtbarmachung geschlechtlicher Vielfalt in manchen Übersetzungen von Apg 8 beklagen und Änderungen anmahnen. Überdies ist für den theologischen Diskurs neben anthropologischen Fragestellungen auch das Thema der Geschlechtsleiblichkeit fruchtbar zu machen, in dessen Rahmen auch eine vertiefte Auseinandersetzung mit phänomenologischen Diskurstitionen zu bewerkstelligen wäre.